



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wustmann, G.: Die Verwälschung der deutschen Sprache.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Verwälschung der deutschen Sprache.

Wer den Inhalt unsrer Wochen- und Monatschriften mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, dem wird es nicht entgangen sein, daß in der letzten Zeit häufiger als sonst die Sprache, insbesondere unsere Muttersprache, von ihnen zum Gegenstande der Erörterung gemacht worden ist. Diese Erscheinung wäre an sich eine höchst erfreuliche zu nennen; denn gewiß ist es wünschenswerth, daß literarische Organe, die alles, was das Leben unseres Volkes in Politik, Literatur und Kunst angeht, in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen, dann und wann auch einen Blick auf unsere Sprache und ihre dermalige künstlerische Behandlung werfen. Wenn nur die Ursachen dieser Erscheinung nicht so betrübender Natur wären. Diese Ursachen sind aber leider keine andern als die in bedenklichster Weise fortschreitende Depravation unsrer Grammatik und Verlotterung unsres Stils. Wer Augen hat zu sehen, der sehe: In der fachwissenschaftlichen wie in der belletristischen Literatur, im Essay wie im Roman, im Leitartikel wie im Feuilleton — unter zehn, die die Feder führen, kaum einer, der die Fähigkeit hat und der es für der Mühe Werth hält, in alle Wege correct oder gar fließend und wohlklingend zu schreiben. Wir wollen hier nicht darnach fragen, wen die Hauptschuld an dieser Sprachverderberei trifft: ob den in fieberhafter Hast producirenden Journalismus, der von einem Tage zum andern aus der Hand in den Mund lebt und nicht Zeit findet, die Erzeugnisse seiner Feder zu überdenken; ob jene lebenden Uebersetzungsmaschinen, deren leichtfertige Fabrikate ebenfalls unbesehen und unerwogen vom Schreibtische nach dem Seherpulte wandern; ob jenes „schreibende Gelehrtenthum“ — wie es Niehl neuerdings so treffend im Gegensatz zum „wissenschaftlichen Schriftstellerthum“ bezeichnet hat — welches die Mittheilung der Resultate seiner wissenschaftlichen Forschungen so oft über alle grammatischen und aesthetischen Gesetze erhaben glaubt. Genug, die Thatsache ist vorhanden und tritt von Jahr zu Jahr unverhüllter hervor. Gestand doch uns selbst vor kurzem einer unserer besten Stilisten, aus dessen einem Buche ein beträchtlicher Abschnitt in ein weitverbreitetes deutsches Lesebuch als Musterstück deutscher Prosa aufgenommen ist, daß er, seit er als Chefredacteur an der Spitze einer großen,

täglich zweimal erscheinenden politischen Zeitung stehe, gegen sprachliche Vorzüge und Mängel wesentlich gleichgiltiger geworden sei, als früher.

Wie soll man dem Uebel steuern? Offenbar ist es nicht genug, daß man in allgemeinen Klagen sich ergehe über das sichtlich zunehmende Ungeschick und die immer mehr um sich greifende Nachlässigkeit in sprachlichen Dingen. Damit wird nichts erreicht. Vielmehr gilt es, die Fehler jeden einzeln in flagranti beim Schopfe zu nehmen und an den Pranger zu stellen. Worin hauptsächlich gesündigt wird, das muß gezeigt werden; daß abstracte Lobsprüche, wie „fließender, leichter, gefälliger Stil“ sich auf ganz concrete, im einzelnen nachweisbare Vorzüge gründen lassen, ein allgemein gehaltener Tadel, wie „eckige, schwerfällige, schleppende Ausdrucksweise“ sich auf eben so bestimmte und im einzelnen nachweisbare grammatische oder stilistische Mängel zurückführen läßt, das muß den Leuten gezeigt und immer wieder vor Augen geführt werden. Leider thut unsre literarische Kritik in diesem Punkte wie in so manchen andern Punkten nicht gehörig ihre Schuldigkeit. Während wir den Franzosen vorwerfen, daß sie über ein Buch nie etwas andres zu sagen wissen, als: *c'est bien écrit, c'est une belle langue* oder *ce n'est pas écrit*, könnte man uns gerade den entgegengesetzten Vorwurf machen. Was in einem Buche steht, und ob der Autor durch seine Kenntnisse auch befähigt gewesen sei dies Buch zu schreiben, das liest man, wenigstens in den besseren deutschen Bücheranzeigen, jederzeit; aber ob der Verfasser auch das Geschick gehabt, seine Sache darzustellen, darüber erfährt man in der Regel nicht eine Silbe. Es müssen schon ganz tolle und haarsträubende sprachliche Undinge in einem Buche vorkommen, wenn der Berichterstatter — und dann mehr zur Belustigung als zur Belehrung seiner Leser — Notiz davon nehmen soll.

Wir haben daher alle Ursache, jeder Stimme Gehör zu schenken, die sich eben nicht mit allgemeinen Tadelsprüchen begnügt, sondern auf bestimmte Schäden und Mißbräuche, die sich in unsre Sprache einzuschleichen drohen oder vielleicht gar schon eingeschlichen haben, mit überzeugendem Beweismaterial ausgerüstet aufmerksam macht. Zu diesen Schäden aber gehört die neuerdings in wahrhaft besorgnißerregender Weise zunehmende Verwälschung oder, wie Johannes Scherr wahrscheinlich sagen würde, „Verfranzosung“ der deutschen Sprache; und das Verdienst, den gefahrdrohenden epidemischen Charakter dieses Uebels nachgewiesen zu haben, hat sich Prof. Brandstätter in Danzig in einem kürzlich von ihm veröffentlichten Buche erworben.*)

Es wird uns wohl niemand fanatischer Deutschthümelei zeihen, wenn

*) Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache mit besonderer Rücksicht auf unsre neuere schönwissenschaftliche Literatur. Eine patriotische Mahnung von Dr. F. A. Brandstätter, Prof. am Gymnasium zu Danzig. Leipzig, Hartknoch. 1874.

wir unsre Muttersprache von französischen Elementen zu säubern versuchen. Wohl ist es wahr, wir haben seit dem Kriege einen ununterbrochenen Kampf gegen alles in unsre Kultur eingedrungene wälsche Wesen geführt, gegen die Pariser Moden wie gegen die Chignons, gegen die Cameliendamen wie gegen die Offenbachiaden; aber wir haben auch in den Augenblicken des höchsten und gerechtesten Zornes nie vergessen, wieviel wir noch von unserm „bösen Nachbar“ lernen können. Während die Franzosen das wüthendste Revanchegeheul anstimmten, haben in Deutschland Männer wie Sybel, Hillebrandt, Frenzel u. a. in der freimüthigsten und wohlwollendsten Weise die schönen, großen und liebenswürdigen Seiten des französischen Volkes hervorgekehrt, um uns vor blinder Selbstüberhebung zu bewahren. Und erst vorm Jahre wieder haben wir auf der Weltausstellung in Wien bereitwilligst anerkannt, wie sehr uns die Franzosen in vielen Stücken überlegen sind, und das zu derselben Zeit, wo Dumas unsern größten Dichter, von dem er wahrscheinlich nicht das kleinste Gedicht wirklich versteht, in wahrer Gassenjungenmanier mit Schmutz bewarf. Chauvinismus also kann uns wohl niemand vorwerfen. Wohl aber wird sich mancher darüber wundern, wie heutzutage überhaupt noch jemand von zunehmender Verwälschung unserer Sprache reden kann. Bemühen wir uns nicht seit vielen Jahren schon, alle überflüssigen französischen Wörter und Redensarten aus unsrer Sprache hinauszuerwerfen? Betrachten wir es nicht längst als ein Zeichen von Halbbildung, wenn jemand seine Sprache noch mit lächerlichen französischen Floskeln, wie: einem on dit zufolge, à quatre mains spielen, abonnement suspendu, chambre garnie u. a. verbrämt, oder wenn er lateinische und griechische Wörter wie Cadenz, Centimeter, Orchester in französischer oder vollends gar bloß eingebildet französischer Weise (Orscheiter!) ausspricht? Sind wir nicht in unserm Reinigungsseifer so weit gegangen, daß wir beim Billardspiel deutsch zählen, daß wir unsre Wirthshaus- und Ladenschilder übersetzen, daß wir sogar unsern Küchenzettel mit aller Gewalt germanisiren, und müßten wir auch dabei die Coteletten in Rippenschnitzel und die Sauce in Tunke umtaufen? Ganz recht. Aber während wir den Feind zu der einen Thür hinauszutreiben suchen, ist er bereits ganz unvermerkt mit viel gefährlicheren Waffen zur andern wieder hereingedrungen. Ueberladung unsrer Sprache mit französischen Wörtern und Redensarten wird kein verständiger Mensch Verwälschung nennen. Mag unser Wortschatz so viele französische Wörter in sich aufnehmen wie er will — und wohlgemerkt, es ist eine Thatsache, daß trotz unsrer Reinigungsbestrebungen ihre Zahl dennoch in stetigem und unaufhaltsamem Wachsthum begriffen ist! — mag der deutsche Offizier nach wie vor dem Kriege drei Viertel aller seiner militärischen Ausdrücke dem Französischen entlehnen, der deutsche Ladenzüngling seine Zeugstoffe nach wie vor mit französischen Namen

schmücken, deshalb kann die Sprache in ihrem eigentlichen Wesen, d. h. in ihrem grammatischen Bau, von dem fremden Idiom völlig unberührt bleiben. Dabei ist es aber eben leider nicht geblieben. Das Uebel ist tiefer eingedrungen; während wir den äußeren, an der Oberfläche sitzenden Schaden mechanisch zu beseitigen suchten, ist ein inneres organisches Leiden hinzuge treten: unsre Grammatik, vor allem unser Satzbau zeigt die bedenklichsten Symptome der Verwälschung.

Zahllos sind die Schriften und Schriftchen, die sich schon mit der lexikalischen Seite unsrer Frage beschäftigt haben; auch Brandstätter selbst spendet im zweiten Theile seines Buches (Phraseologische Gallicismen) einen reichen und dankenswerthen Beitrag dazu. Viel wichtiger aber und der eigentliche Kern des Buches ist der dritte Theil (Syntaktische Gallicismen), der die grammatische Seite der Frage in einem bisher noch nicht dagewesenen Umfange behandelt. Brandstätter hat, wie er im Vorworte berichtet, seit zwölf Jahren bei seiner deutschen Erholungslectüre, indem er das Nützliche mit dem Angenehmen verband, über alle ihm aufftossenden fehlerhaften Nachahmungen französischer Satzverbindung Buch geführt und legt nun die aus etwa siebenhundert deutschen Schriften gewonnene Ausbeute vor. Bei solcher Reichhaltigkeit noch zu mäkeln, das könnte im höchsten Grade unbillig erscheinen; und doch können wir dem fleißigen Sammler, bevor wir auf seine Resultate selbst eingehen, einige Ausstellungen in Bezug auf seine Quellen nicht ersparen. Brandstätter hat, wie er auf dem Titel seines Buches ausdrücklich hervorhebt, besondere Rücksicht auf die neuere schönwissenschaftliche Literatur genommen. Seine Zusammenstellung erhält dadurch ohne Zweifel ein eigenthümliches, wenn auch sehr trauriges Interesse, insofern sie beweist, welche erschreckenden Fortschritte die Sprachmengerei gerade in einem Literaturzweige gemacht hat, der seiner ganzen Natur nach den breitesten Einfluß auf die große Masse übt: im Roman. Dabei ist es jedoch zu beklagen, daß Brandstätter in der Wahl seiner „Erholungslectüre“ nicht etwas planvoller verfahren ist. Er hat auf der einen Seite mit staunenswerther Selbstverläugnung literarische Producte seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, deren Lectüre wir uns ganz entschieden erlassen haben würden; andererseits hat er Schriften ignoriert, deren Benutzung man, nach den berücksichtigten zu urtheilen, aufs bestimmteste bei ihm voraussetzen sollte. Wo z. B. Hefekiel, Holtei, Hackländer, Spielhagen, Brachvogel u. a. eine so ausgedehnte Beachtung erfahren haben, da sollte man erwarten, daß auch Wiltbald Alexis, Gerstäcker, Edmund Höfer u. a. zum Vergleich herangezogen wären. Und noch befremdlicher ist es, wenn man sieht, daß manche Schriftsteller zwar berücksichtigt, aber entweder ganz ungenügend vertreten oder vielleicht gar gerade ihre hervorragenden Schöpfungen bei Seite gelassen sind. Von großem Interesse wäre es z. B. ge-

wesen, etwas über Heine's Prosa zu erfahren, von dem weiter nichts als das „Buch der Lieder“ benutzt worden ist. Von Auerbach sind ein paar seiner späteren Romane ausgebeutet; dagegen sind die „Dorfgeschichten“, auf die sich doch gerade sein Ruhm gründet, übergangen. Einige unsrer besten und feinsten Stilisten, deren Prüfung auf ihren sprachlichen Feingehalt besonders wünschenswerth erscheinen mußte, sind höchst dürftig vertreten: bei Gustav Freytag vermißt man gerade wieder die bedeutendsten und charakteristischsten Werke, die „Journalisten“ und „Soll und Haben“, Paul Heyse ist durch vier Novellen und sein historisches Schauspiel „Golberg“, Theodor Storm durch drei Novellen, Adalbert Stifter durch eine einzige Erzählung vertreten. So macht die ganze Beispielsammlung allerdings mehr den Eindruck von beiläufig eingeheimsten Lesefrüchten als von planvoll angelegten Collectaneen. Neben der modernen Literatur hat natürlich Brandstäter auch die classische nicht vernachlässigt: nach seinem Verzeichniß zu schließen hat er z. B. sämtliche bekannteren und populäreren Schriften Lessing's, Goethe's, Schiller's für seinen besonderen Zweck durchgenommen. Aber gerade die aus der classischen Literatur beigebrachten Beispiele erregen noch einen weiteren Wunsch, nämlich den, daß Brandstäter bei seiner Sammlung noch etwas sorgfältiger zu Werke gegangen wäre. Man kann auf die Vollständigkeit und Genauigkeit seiner Verzeichnisse sehr leicht eine doppelte Probe machen, die eine, weniger beweisende, daß man irgend einen Abschnitt seines Buches mit den Reminiscenzen der eignen Lectüre vergleicht, die andere, schlagendere, daß man irgend ein von ihm gelesenes Schriftwerk ihm nachliest. Keine von beiden Proben will seine Sammlung recht aushalten. Wer in der classischen Literatur ein wenig belesen ist, wird beim Durchgehen der Brandstäter'schen Beispiele bisweilen ziemlich bekannte Stellen vermissen*); andrerseits findet man von den zahlreichen phraseologischen und syntaktischen Gallicismen, die z. B. Lessing's „Minna von Barnhelm“ aufzuweisen hat**), nicht einen einzigen bei ihm verzeichnet. Sollte er wirklich unser erstes und vorzüglichstes deutsches Lustspiel ganz übergangen haben?

*) Wem fielen nicht z. B. in dem Abschnitt vom „Theilungsartikel“ Stellen ein, wie: „Es schenkte der Böhme des perlenden Weins“ (Graf von Habsburg) oder: „brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines“ (Hermann und Dorothea)?

**) Es ist selbstverständlich, daß wir hierbei die in dem Rauderwelsch des Riccaut (IV, 2) vorkommenden und sicherlich von Lessing beabsichtigten aus dem Spiele lassen; Riccaut spricht das Deutsche gebrochen, er übersetzt vieles im Augenblick aus dem Französischen, und dabei müssen natürlich Gallicismen unterlaufen. Hierher gehören z. B. *Je bin sehr von seine Freund* — *Je komme ihm bringen* — davon er sehr fröhlich sein wird — man kenn sit nit auf den Verdienst (*on ne se connait pas*) — seit funfsehn Tag (*quinze jours*) — man muß wiß, wovon Leben, ehe man haben kann, wovon zu spielen (*de quoi vivre*). Aber rechnet man diese Fälle ab, so bleiben für den übrigen Dialog noch immer die folgenden übrig: I, 2 viel zu viel Achtung für einen Offizier (vgl. II, 9 Ehrerbietung für die Noth-

Nun, trotz dieser auffallenden Lücken ist das Sündenregister, welches Brandstäter aufgestellt hat, noch immer wahrhaft beschämend reichhaltig ausgefallen. Wir wollen aus der großen Masse von Fällen, die er vorführt, nur einige wenige herausgreifen, um an ein paar Proben zu zeigen, um was es sich eigentlich handelt. Es sollen das keine grammatischen Besonderheiten sein, zu deren Verständniß etwa eine feinere Kenntniß der französischen Syntax erforderlich wäre, auch nicht solche Fälle, die Brandstäter etwa bloß mit zwei oder drei sporadischen Beispielen belegt hätte. Nein, wir wollen uns an solche sprachliche Erscheinungen halten, die jeder, der nur irgend einmal in seinem Leben „ein bißchen Französisch“ getrieben hat, sofort als Gallicismen erkennen und anerkennen wird, und deren wirklich ansteckenden Charakter Brandstäter durch massenhafte Beispiele nachgewiesen hat. Zuvor nur noch eine Bemerkung: Wo in der letzten Zeit grammatische und stilistische Mißbräuche zur Sprache gebracht worden sind, da ist es immer geschehen, ohne die Namen derer zu nennen, welche die gerügten Fehler sich haben zu Schulden kommen lassen. *Nomina sunt odiosa*, hieß es immer. Brandstäter hat diese Schonung nicht geübt, sondern hat in seinem Buche zu jedem fehlerhaften Beispiele, das er anführt, nicht bloß den Namen des Autors, sondern auch Buch- und Seitenzahl, wo sich der Fehler findet, genau angegeben. Wir billigen dieses Verfahren vollständig und sehen nicht den leisesten Grund, weshalb wir in diesem Punkte discreter sein sollten, als Brandstäter selbst.

Zunächst ein paar Beispiele aus der Lehre vom Satz und seinen Theilen. Die französische Sprache setzt bekanntlich vor die Apposition kein Casuszeichen; so gewinnt es den Anschein, als ob die Apposition gar nicht declinirt würde, sondern stets im Nominativ stände. In Wahrheit empfindet natürlich jeder Franzose in der scheinbar flexionslosen Apposition den Casus desselben Wortes, zu dem sie gehört. Was ist es also für eine rohe und äußerliche Nachahmung des Französischen, zu schreiben: Frau A. beschenkte ihren Wolfram mit einem Zwillingsspaar, ein Knäblein und ein Mägdelein (Hefekiel) oder: Alles wollte ich ertragen, nur nicht das frömmelnde Wesen, dieser offne Ab-

wendigkeit) — I, 2 Warum soll ich meiner Gesundheit seine Grobheit entgelten lassen? (vgl. II, 6 laß er es doch dem gnädigen Fräulein nicht entgelten — I, 3 ist zu Ihren Diensten (*est à votre service*) vgl. III, 8 bin ich zu ihren Diensten) — I, 4 Eine vortreffliche Sache! — Aber die wir noch aufschieben müssen (*mais que*) — I, 6 Lassen Sie sehen (*voyous*) — I, 9, weiß zu leben (*sait vivre*) — Ebd. Macht ihr meinen Empfehl (*saites-lui mon compliment*) — I, 12 ein paar Feldzüge zu machen (*faire une campagne*) — II, 1 Ich will von unserer Chocolate machen lassen — Ebd. den ersten Sturm geben (*donner le premier assaut*) — III, 4 daß ist nicht guter Spaß — IV, 5 wenn man sich selbst gelassen ist — IV, 6 alles wohl überlegt (*absolutes Particip*) — Ebd. Unser Gespräch würde ganz anders gefallen sein (*la conversation serait tombée*) — Ebd. der sie zu unterbrechen kommt — V, 9 in dieses Feuer setzen (*mettre en feu*) — Ebd. ein verlaufenes Fräulein, das sich ihm an den Kopf geworfen (*se jeter à la tête*).

scheu vor den gewöhnlichen Lustbarkeiten (Mügge)! So etwas ist weder französisch noch deutsch, sondern es ist nichts weiter als ein grober grammatischer Schnitzer, und doch wird jetzt massenhaft so geschrieben. — In der Wortstellung ist das Französische slavisch an die Regel gebunden, daß Subject und Prädicat gleich bei einander stehen müssen; das Object und alles Weitere folgt erst später nach. Im Deutschen bedienen sich dieser Wortstellung, wie Brandstäter sagt, in der Regel nur die Kanzelredner und die polnischen Juden. Neuerdings scheinen aber auch andre Leute noch Vergnügen an ihr zu finden, denn es ist keine Seltenheit, daß einem Sätze begegnen, wie die: Keiner würdigt eines Blickes das silbergraue Schindeldach, das halb in den Bäumen verborgen (Meißner) — das Fest zu verherrlichen durch seine Gegenwart, das die Unterthanen veranstaltet für morgen zur Feier seines Geburtstages (Hesekiel) — Der Cäsar ließ suchen an des Stromes Rand an beiden Ufern mit trübem Sinne (Freitag). Es jüdeln einen förmlich in der Kehle, wenn man solche Sätze halblaut für sich liest. — Gilt es im Deutschen, einen Satztheil hervorzuheben, so stellt man ihn voran, oder es genügt auch, den Ton darauf zu legen. Der Franzose ist dies nicht im Stande; er muß den hervorzuhebenden Satztheil in ein besonderes *c'est—que* gleichsam einwickeln. Diese Verlegenheit und Umständlichkeit des Französischen nun auch bei uns nachzuahmen, darin scheint man sich jetzt gleichfalls ungemein zu gefallen; sonst schriebe man nicht solche Sätze wie: Von hier aus ist es, wo man den weitesten Blick über Paris hat (Kodenberg) — Es war im Jahre 1782, daß er diese Inschrift dichtete (Stahr) — Es war in diesem Gefühl, daß er den Völkern, die er besiegte, ihre eignen Dynastien nahm (Hesekiel).

Blicken wir weiter auf den Gebrauch der einzelnen Redetheile, so ist vor allem eines weitverbreiteten Mißbrauchs zu gedenken, der mit dem unbestimmten Artikel getrieben wird. Französisch heißt es: *marcher d'un pas ferme, écrire d'une main tremblante*; deutsch dagegen: mit festem Schritte gehen, mit zitternder Hand schreiben. Die Anwendung des Artikels hat in diesem Falle bei uns etwas überaus schleppendes und wird darum nicht besser, daß sie sich bereits bei Schiller in der unglaublichsten Weise gehäuft vorfindet. Aber bei Neueren ist erst recht kein Mangel daran; aus hunderten von Beispielen, die bei Brandstäter stehen, hier nur ein paar: Der Taubstumme sah den Meister mit einer stieren Miene an (Kau) — Sie ging an ihm vorbei mit einem ruhigen Blicke (Heyse) — Er reinigte die Kleider mit einer großen Sorgfalt (Hackländer) — Ich erwarte ihn stündlich mit einer steigenden Ungeduld (Mundt) — Die Gräfin hörte ihn mit einem wehmüthigen Lächeln an.

Auch im Gebrauche der einzelnen Casus hat sich mancherlei Französisches eingeschlichen. Der Franzose sagt: sich zu den Füßen des Königs werfen,

die Hand der Mutter küssen, in die Arme des Freundes fallen; wir: sich dem Könige zu Füßen werfen, der Mutter die Hand küssen, dem Freunde in die Arme fallen und ähnliches. Beide Constructionen sind grammatisch richtig, verständlich und gut. Wozu brauchen wir also die fremde nachzuahmen und zu schreiben: Marquis Posa stürzt zu den Füßen Philipp's (Kodenberg) — Sie nahm das Kreuz und hing es um den Hals des Mädchens (Kling) — Er schüttelte die Hand des jungen Advocaten auf's herzlichste (Meißner)? Klingt es nicht gemüthlicher, antheilnehmender, mit einem Worte deutscher, wenn man sagt: Sie nahm das Kreuz und hing es dem Mädchen um den Hals? Wozu der akademisch steife Genetiv? — Wenn ferner, was man kaum für möglich halten sollte, selbst der sogenannte „Theilungsartikel“, — richtiger der partitive Genetiv — hie und da bei Neueren noch spukt, so möchte man eher an eine affectirte Nachahmung Goethe's als an einen directen Gallicismus denken; denn Goethe liebte diese im Deutschen etwas vornehm nachlässig klingende Construction im hohen Grade. Und doch ist eine so ausgedehnte Nachäfferei einer Goethe'schen Eigenthümlichkeit kaum glaublich. Von neuerem vergleiche man z. B. Da sind schon von unsern Rügen (Muerbach) — Es gab kein Adelshaus, welches nicht von seinen Söhnen im Kriege verloren hätte (Storch) — Ich dachte an die vielen Soldaten, und daß auch von unsern Landsleuten dabei sind (Holtei) — Man bemerkte, wie hier und da von den Sitzenden aufstanden (Hackländer). — Ein ganz gemeiner grammatischer Fehler und eine abscheuliche Schlußerei ist es, Zeitwörter, die wie befehlen, folgen, schmeicheln, deutsch nur mit dem Dativ, oder wie sich bedanken nur mit einer Praeposition verbunden werden können, in denkfauler Nachahmung des Französischen, wo sie den Accusativ bei sich haben, im Passivum persönlich zu construiren. Die erste Veranlassung zu diesem wahrhaft plebejen Verstoß gegen die Logik hat jedenfalls das in den französischen Romanen und im französischen Reporterjargon hundert und tausendmal vorkommende *suivi de* gegeben, welches man eben in gedankenlosester Weise wörtlich übersezte. Es ist dies einer von den Fällen, in denen sich sicher nachweisen läßt, wie wir das Einschleppen eines Gallicismus den läuderlichen Uebersetzern zu danken haben. Vergangnen Sommer konnte man keine Zeitungsnummer in die Hand nehmen, ohne daß einem sofort in die Augen gefallen wäre, daß die oder jene fürstliche Person „gefolgt von“ . . . sich irgendwohin auf Reisen begeben habe. Unter den Romanschriftstellern ist, wie Brandstäter durch massenhafte Beispiele nachweist, namentlich bei Hefekiel und Brachvogel diese abscheuliche Wendung zur widerwärtigsten Manie ausgeartet. Aber selbst guten Stilisten ist sie bisweilen entschlüpft: Schlegel gefolgt von Platen (D. Strauß) — gefolgt von der ganzen Bürgerschaft (Nehl) — Theodulf war, gefolgt von seinem Ge-

schlechte, vor Ingo getreten (Freitag). Als Beispiele desselben Fehlers bei andern Verben führen wir noch an: Ich bin der Hausvogt und bin von der Markgräfin befohlen, Euch zu geleiten (Stifter) — Sei bedankt für das Gastgeschenk (Freitag) — Der Amtmann streichelte sich höchst geschmeichelt das Kinn (Hesekiel) — Rüdiger verbeugte sich geschmeichelt (Hackländer) — Adlige hohe Herren wollten hier tüchtig geschmeichelt, dort bewundert werden (H. Grimm). — Umgekehrt werden nun eine Masse von Zusammensetzungen mit machen und lassen jetzt entsprechend dem französischen faire savoir und ähnlichen Wendungen bei uns mit dem Dativ verbunden, obwohl hier der Accusativ das einzig richtige und deutsche ist. Jeder Schulknabe hört den Fehler aus folgenden Sätzen heraus: Sie sollten ihren Pferden den Sporn fühlen lassen (Laube) — Diejenigen, welche später der Welt glauben machen wollten (Hesekiel) — Könnte ich Ihnen nur Adels sanfte Stimme hören lassen! (Redwig) — Aber ich hatte es mir zugeschworen, ihr nichts merken zu lassen (King) — um dem jungen Mädchen die Kälte ihres Bruders vergessen zu machen (Marlitt) — Während an der Donau unten jetzt dem Türken der Kaiseradler seine Fänge verspüren läßt (Scheffel).

Im Gebrauche der Zeitwörter machen sich ebenfalls jetzt verschiedene unverkennbare Gallicismen mehr und mehr breit. Dazu gehört es z. B., wenn man gehen und kommen ganz in der Weise von aller und venir pleonastisch als Hilfsverba braucht, also schreibt: Da wir nach unsrer heimlichen Verbindung seinen Segen anzuflehen kamen (Dingelstädt) — Er nahm sich vor, uns in Baden-Baden noch besuchen zu kommen (F. Lewald), ein plumpe Ueberbieten des französischen venir voir, welches eben nicht bedeutet besuchen kommen, sondern einfach besuchen — Wir haben dich erwartet; komm deinen Platz neben uns einzunehmen (Schücking). — Unendlich häufig findet sich ferner das Reflexiv im Sinne des Passiv, namentlich wenn der Nebenbegriff der Leichtigkeit oder Schwierigkeit einer Handlung bezeichnet werden soll: Er wollte nachsehen, ob die Luft in Amerika sich nicht freudiger einathmete (H. Grimm) — Die Wünsche der fremden Künstlerin errötheten sich leicht (Nehl) — die Verbesserungen, die unter seiner Regierung sich gemacht (Rodenberg) — Ich nähme mir einen Verzagten zum Manne; der meistert sich leicht (Hesekiel) — In einem Hause mit weitreichendem Besthume unterbricht sich die Andacht des Geistes (Auerbach) — Das Leben setzt sich eben nur aus kleinen Ereignissen zusammen (F. Lewald). — Der greuligste Unfug wird aber mit Participialconstructions getrieben; vor allem, indem man Participia einem Satze vorausschiebt, die sich dann auf einen in diesem Satze nachfolgenden casus obliquus beziehen sollen, während sie in Wahrheit, da sie ja gänzlich unflektirt sind, nur mit dem Subject verbun-

den werden können, z. B. bald von dem Meister Schinkel erkannt und geschüht eröffnete ihm dieser die seltene Gelegenheit (Ring) — oder noch ärger: In eine der Nischen des Saales gelehnt zogen die mannichfachen Gestalten seines Lebens an ihm vorüber (Mügge) — An das Siechenlager gefesselt war der letzte Gegenstand, der seine Hand beschäftigte, eine Composition nach Hesiod's goldenem Zeitalter (Stahr). — Noch toller ist der wie eine wahre Krankheit grassirende Gebrauch des völlig absoluten Particips; man weiß wirklich nicht, ob man sich über Sätze wie die folgenden ärgern oder vor Lachen ausschütten soll: Dann vom Stuhl aufgestanden und den Hut aufgesetzt bestimmte er den Termin (König) — Vor der Hausthüre angekommen öffnete sich diese geräuschlos (Hackländer) — Dies vorausgeschickt fahre ich in meiner Erzählung fort (F. Lewald) — Die nöthigen Dehors vor den Leuten berücksichtigt können wir unsern Neigungen nachgehen (Brachvogel) — Lustig davonfahrend wurden die Eindrücke des Abends noch einmal ausgetauscht (Riehl) — Gewerbtthätiger als Weimar sind die Häuser im Ganzen besser gehalten (Stahr). Wenn Brandstäter nicht so gewissenhaft zu jedem seiner Beispiele das Citat geschrieben hätte, so könnte man glauben, derartige Sätze habe er erfunden, um an besonders abschreckenden Exempeln zu zeigen, wohin solche Salopperie, wenn man ihr einmal Berechtigung zugesteht, schließlich führen muß.

Massenhaft in unsre Sprache eingedrungen ist, um endlich auch noch einen Fall aus dem Capitel über die Adverbia und Partikeln anzuführen, die abgeschmackte Anwendung doppelter Negationen statt der einfachen, eines der schlagendsten Beispiele, wie das Gefühl für das Correcte und Logische sich bei uns abgestumpft hat. Der Deutsche schreibt einfach weder — noch, das Französische setzt seinem *ni* — *ni* stets noch ausdrücklich die Negation vor; im Deutschen heißt es nach verneinten Hauptsätzen streng logisch *ohne daß* oder *ohne zu*, französisch mit eigenthümlichem Pleonasmus *ohne daß nicht* oder *ohne nicht zu*, im Deutschen *bis*, *bevor*, französisch *avant que ne*; ebenso verneint der Franzose überflüssiger Weise die Sätze, die von den Begriffen hindern, nicht zweifeln, nicht leugnen u. a. abhängen, während das Deutsche auch hier nichts von der Negation weiß; endlich setzt der Franzose auch in den auf Comparative folgenden Sätzen hinter das *que* die Negation. Kein Fall ist unter diesen, den der Deutsche dem Franzosen nicht getreulich nachgeäfft hätte; z. B. der Zweck (soll heißen Grund!) dieser Zuneigung lag nicht weder in der Schönheit noch in der Feinheit des Fräuleins (Hesekiel) — Selten trennte sich eine solche Reisegesellschaft, *ohne nicht* ein Freundschaftsbündniß geschlossen zu haben (derselbe) — Ich wollte nicht gehen, *ohne nicht* wenigstens eine Silbe von ihr zum Abschiede erhalten zu haben (H. Grimm) — Jetztund schreib' ich dir nicht

wieder, bis daß sich nicht etwas bei mir geändert hat (Holtei) — Oh wir nicht wissen, was das Jägervolk eigentlich vor hat, dürfen wir keinesfalls beginnen (Brachvogel) — Wer hätte es bestreiten wollen, daß dies Paar nicht für einander geschaffen sei? (Hesekiel) — Wie hätte ich zweifeln sollen, daß der aufgerufene Zeuge nicht Fink's Vetter war? (Hackländer) — Haben Sie die Güte zu verhindern, daß der Lakai nicht zusteht (Freitag) — Der Zufall hat mehr für mich gethan, als ich mit aller Schlaueit nicht hätte ausrichten können (Storch).

Dieses Florilegium wird wohl genügen, um eine kleine Vorstellung davon zu geben, in welchem Umfange unsre Grammatik durch die französische bereits inficirt ist. Wir sind natürlich weit entfernt davon, alle von Brandstäter in seinem Buche zusammengetragenen Gallicismen über einen Kamm scheeren zu wollen. Im Gegentheil, wir meinen, daß Brandstäter in seinem patriotischen Säuberungseifer mitunter entschieden zu weit gegangen ist und bisweilen eine Germanitas (sit venia verbo) falso suspecta für eine merito suspecta gehalten hat. Einiges von dem, was er anführt, ist sicherlich eben so gut deutsch wie französisch, anderes eben so gut lateinisch oder griechisch wie französisch und kann durchaus nicht als spezifischer Gallicismus angesehen werden. Sodann giebt es Constructions, die von Haus aus französisch sein mögen, aber im Deutschen so vollständig eingebürgert sind, daß sie selbst von den Gebildetsten nicht mehr als fremdes Sprachgut empfunden werden. Der Gedanke, solche Constructions ausrotten zu wollen, würde eben so abenteuerlich sein, wie das Bestreben, ganz und gar deutsch gewordene Fremdwörter, wie Kirche, Schule, Fenster, Brief, Straße, Mönch, Vogt, schreiben, predigen, spazieren u. a. wieder zu beseitigen. Wenn z. B. rufen mit dem Dativ verbunden wird — Er ruft der Sonn', er schafft den Mond (Gellert) — so denkt dabei schwerlich noch jemand an das französische *écrier à qu.*, sondern unwillkürlich zieht man Wörter wie winken, nicken, drohen, lächeln zum Vergleich heran und empfindet rufen mit Dativ im Sinne von zurufen als echt deutsche Verbindung. Oder wäre es wirklich denkbar, daß der Erdgeist im „Faust“ plötzlich mit den Worten erschiene: „Wer ruft mich?“ Auf diese „Conjectur“ könnte doch höchstens ein Berliner Kind verfallen, das sich etwa der eben gewonnenen Einsicht in den geheimnißvollen Unterschied zwischen mir und mich erfreute. Dann erst kommen wir zu Gallicismen, die sich allerdings auch bei uns schon festgesetzt haben, die aber doch wenigstens von sprachlich gebildeten Leuten noch als solche erkannt werden, und die auszumergen also noch der Mühe werth ist. Wer heutzutage Lehren richtig mit dem Accusativ verbindet, der läuft freilich Gefahr, vom großen Haufen verlacht und der „Biererei“ angeklagt zu werden. Darf uns das aber abhalten, das fehlerhafte: „lehre mir das“ — oder wie der Volksmund gar dafür

sagt: lerne mir das (!) — wo es uns begegnet, zu bekämpfen? Solchen Gallicismen nun vollends, die noch nicht festen Fuß gefaßt haben, die eben noch im Begriff sind, sich einzuschleichen, gilt es, bei jeder Gelegenheit auf den Dienst zu lauern, ein strenges Verhör mit ihnen anzustellen, und sie ohne Gnade über die Grenze zurückzuspediten, wenn sie die Nothwendigkeit ihres Aufenthaltes in Landen deutscher Zunge nicht auf's überzeugendste nachweisen können. Zu diesen gehören aber unser's Crachtens alle diejenigen, die wir oben angeführt haben. Man kann freilich auch hier noch Unterschiede machen. Einzelne von ihnen würden ja im Deutschen ganz erträglich sein, aber sie sind eben nicht deutsch, und sie sind mindestens überflüssig. Dahin gehört z. B. „zu den Füßen jemandes fallen“ anstatt „einem zu Füßen fallen.“ Es braucht auch gar nicht Nachlässigkeit zu sein, die das massenhafte Eindringen dieser und ähnlicher Wendungen verschuldet hat. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß gerade eine gewisse pedantische Schulsucherei, die sich den Anschein sprachlicher Correctheit geben möchte, diese Wendungen absichtlich bevorzugt hat. Gibt es doch Leute genug, die gerade so viel sprachliche Bildung haben — namentlich wenn sie die classischen Sprachen nicht kennen —, daß sie in gewissen Fällen wohl die zweifelnde Frage aufwerfen können: „Ist das auch richtig?“ deren Sprachkenntniß aber nicht so weit reicht, diese Frage nun auch mit „ja“ beantworten zu können. Durch solche wohlmeinende und übereifrige Halbbildung, die wohl zu zweifeln, aber die Zweifel nicht zu lösen weiß, werden mehr Irrthümer verschuldet, als man glauben sollte. Eine andere Art von Gallicismen, und zu ihr zählen die meisten oben angeführten, würden sich zwar grammatisch zur Noth auch bei uns rechtfertigen lassen; aber sie sind im Deutschen mehr als überflüssig: sie sind schleppend, steif, gekünstelt, undeutlich. Wie widerwärtig ist die Nachäfferei der französischen Participia! Wie geschraubt klingen sie deutsch, was für alberne Zweideutigkeiten entstehen oft dadurch, welches Quantum von gutem Willen gehört dazu, sie stets richtig zu beziehen! Und nun sehe man sie näher an: nicht ein einziges ist darunter, das sich nicht sofort in den deutlichsten, fließendsten, wohlklingendsten Nebensatz auflösen ließe. Was klingt wohl vernünftiger und besser: „Vor der Hausthüre angekommen öffnete sich diese geräuschlos“ oder „Als man vor der Hausthüre angekommen war, öffnete sich diese geräuschlos“ — „die nöthigen Dehors vor den Leuten berücksichtigt können wir unsern Neigungen nachgehen“ oder „wenn wir nur die nöthigen Dehors vor den Leuten berücksichtigen, so können wir unsern Neigungen nachgehen“? Endlich bleibt noch eine dritte Art übrig, bei denen es sich nicht mehr darum handelt, ob sie überflüssig, aber vielleicht richtig, ob sie richtig, aber vielleicht unschön sind, sondern die eben nach deutschen Denkbegriffen einen groben Verstoß gegen die Logik enthalten. Man könnte ein-

wenden: Ist das, was im Deutschen unlogisch ist, es nicht auch im Französischen? Haben denn die Franzosen ihre besondere Logik? Diese haben sie nun freilich nicht; aber sie haben eine gewisse quecksilberartige Volubilität des Denkens, die ihnen mitunter sehr liebenswürdig steht, die aber in der Sprache oft zur Confusion anstatt zur Klarheit führt. Und wenn wir ruhig denkenden Deutschen diese Confusion nachahmen, so steht uns das durchaus nicht liebenswürdig, dagegen sehr äffisch zu Gesicht. Dahin gehört z. B. der Pleonasmus in den Negationen. Wenn der Franzose sagt: „Wir sind in einer größeren Gefahr, als ihr alle nicht seht“, so schweben ihm dabei gleichsam zwei Sätze vor, der eine: „Wir sind in einer größeren Gefahr, als ihr alle seht“, der andere: „Ihr alle seht nicht, in wie großer Gefahr wir sind.“ Aus diesen beiden Sätzen, von denen jeder für sich allein richtig wäre, wählt er nun nicht etwa den einen aus, sondern er wirft sie mit taschenpielerartiger Geschwindigkeit durch einander, amalgamirt sie gleichsam — und das Resultat? Genau genommen, der pure Unsinn. Für die Nachahmung solcher Dinge im Deutschen läßt sich schlechterdings keine Entschuldigung finden. Jede Verwälschung nach dieser Richtung ist allemal zugleich eine Verfälschung unserer Sprache und unseres Denkens.

Dem grammatischen Theile seines Buches hat Brandstäter einen literarhistorischen vorausgeschickt, in welchem er zu schildern versucht, wie seit den frühesten Zeiten schon, namentlich aber seit dem 16. Jahrhundert bis in unsre Zeit herein, romanische und speciell französische Elemente in unsre Sprache eingedrungen sind, wie dann zu wiederholten Malen gegen diese Verwälschung angekämpft worden ist, und wie diese puristischen Bestrebungen zu einer solchen Uebertreibung ausarteten, daß sie nun ihrerseits wieder bekämpft und auf das rechte Maas beschränkt werden mußten. Die Zugabe dieses literarhistorischen Theiles verdienen wir dem Verfasser einigermaßen, und zwar aus einem doppelten Grunde. Erstens ist die Uebersicht, die er giebt, viel zu skizzenhaft und in ihren einzelnen Parteen zu ungleich. Wo Brandstäter gerade das Material bequem zur Hand gehabt hat, wie bei Hans Lauremberg, da giebt er eine seltenlange Darstellung, wogegen z. B. Klopstock mit neun, Wieland mit fünf, Rückert mit — drei Zeilen abgethan ist! Man weiß wahrlich nicht, für wen diese ganze Skizze überhaupt bestimmt ist. Für den in der deutschen Literatur bewanderten ist sie entschieden zu oberflächlich, er kann so gut wie nichts daraus lernen; und für den Laien — ja, ehrlich gesagt, selbst für ihn ist sie noch zu oberflächlich. In mancher Literaturgeschichte könnte er sich gründlicher über den Gegenstand belehren. Auch die Charakteristiken einzelner Dichter, die Brandstäter hie und da einfließen läßt, sind mitunter doch gar zu fimpel und naiv, wie wenn z. B. der Dichter der „Luise“ kurzweg als „der Bauer Bof“ bezeichnet wird. Dazu kommt aber zweitens, daß in

dieser ganzen literargeschichtlichen Uebersicht der einseitigste Patriotismus fast den einzigen Maasstab der Beurtheilung abgegeben hat. Man könnte sagen: Hier haben wir einen Abriss der deutschen Literaturgeschichte von Uffla bis Heine vom Standpunkte des „deutschen Ehrenmannes“. Französische Besinnung und Sprachmengerei einerseits, Reinheit der Sprache und Patriotismus andererseits sind für den Verfasser so ziemlich identische Begriffe. So führt er z. B. aus der „Hamburgischen Dramaturgie“ an, was Lessing bei seiner Erwähnung von Du Belloy's „Belagerung von Calais“ von den Franzosen sagt: „Wenn es dies Stück nicht verdiente, daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dieses Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist, auf das die großen Thaten seiner Vorfahren ihren Eindruck nicht verloren haben, das von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um die sich nur geschäftige Müßiggänger kümmern. Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stück noch hinter den Franzosen! Es gerade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren!“ und dann fährt er fort: „Ist es bei solchen Ansichten ein Wunder, wenn Lessing's Sprache von französischen Einflüssen nicht frei geblieben ist?“ Nun ist aber erstens diese Schlussfolgerung eine etwas übereilte, und zweitens liegt in Lessing's Worten durchaus kein Mangel an Patriotismus und keine übergebührlische Lobpreisung der Franzosen. Dem Krämergeiste des Hamburger Publikums gegenüber, welches auf seinem „deutschen Nationaltheater“ wenige Monate nach dessen Eröffnung schon wieder Seiltänzer und Handwürste herumspringen ließ, war dieser Borneserguß Lessing's vollständig am Platze. „In diesem Stück“, sagt Lessing, d. h. in der Fähigkeit, das Theater als eine nationale Bildungsstätte zu betrachten, sind wir gegen die Franzosen Barbaren, und damit hatte er zu seiner Zeit vollkommen Recht. Die falsche Auffassung Brandstätter's ist um so auffälliger, da er selbst kurz vorher aus derselben „Hamburgischen Dramaturgie“ die berühmte Stelle anführt, in welcher Lessing die Nachahmung der schlechten Seiten des französischen Wesens eifrig bekämpft. Verträgt sich denn das nicht mit einander? Thun wir nicht heute noch dasselbe? Wägen wir nicht eben so gerecht wie Lessing ab zwischen dem, worin wir uns die Franzosen zum Muster nehmen können und dem, was wir meiden und verabscheuen müssen? — Wie komisch nimmt es sich aber erst aus, wenn im weiteren Verlaufe der Darstellung auch Schiller „mit Bedauern genannt wird“, weil er „ohne Noth der deutschen Sprache französische Wendungen aufzwang oder einverleibte, welche nicht ohne zahlreiche Nachfolge und Nachahmung bleiben konnten,“ oder wenn es von Goethe heißt: „Es wäre bei seinem langen Leben und vielseitigen Einflusse sehr zu

wünschen gewesen, daß er in sprachlicher Hinsicht überall und immer dem Einflusse des Auslandes widerstanden hätte, was leider nicht der Fall ist.“ Weniger komisch als ärgerlich aber ist schließlich noch folgendes. In seiner Besprechung Goethe's wärmt Brandstäter wahrhaftig das alte, längst abgethane Mißverständniß wieder auf, daß in dem bekannten Venetianischen Epigramm: „Vieles hab' ich versucht“ u. s. w. in den Schlußversen: „Und so verderb' ich unglücklicher Dichter In dem schlechtesten Stoff leider nun (bei Brandstäter steht irrtümlicher Weise: nur) Leben und Kunst“ die Worte „in dem schlechtesten Stoff“ sich auf die deutsche Sprache beziehen sollen, und daran knüpft er die gnädigen Worte: „Hoffen wir (!), daß nur der übermüthige Lebensgenuß auf üppigem italischem Boden ihn so reden ließ.“ Wenn jemand vor lauter Patriotismus von unsern größten Dichterheroen in solchem hofmeisternden Tone spricht, dann hat freilich Alexander Jung trotz aller hochtrabenden Phrasen, die er in seinem neuesten Romane „Darwin“ über „Weltsprache“ und „Weltwissenschaft“ zum Besten giebt, wenigstens in dem einen Recht, wenn er sagt: „Die Naseweisheit, Starkgeisterei, mindestens Pedanterie der Kleingeister pflegt sich bei außerordentlichen Schriftstellern (soll heißen: außerordentlichen Schriftstellern gegenüber), beim Genie, auch damit etwas herauszuputzen, daß sie über den Gebrauch fremder Ausdrücke sich ereifert.“

Eines ist in der literargeschichtlichen Uebersicht Brandstäter's sehr anzuerkennen, nämlich die sorgfältigen literarischen Nachweise. Namentlich in unsrer so verzettelten, verspöttelten und doch oft so werthvollen Programm-literatur ist die Frage wegen des Einflusses der französischen Sprache und Literatur auf die deutsche unzählige Male behandelt worden. Hier scheint dem Verfasser kaum irgend etwas entgangen zu sein, und wenn auch die von ihm genannten Schriften ihm nicht alle zugänglich gewesen sein mögen, so ist es doch schon dankenswerth, daß er sie überhaupt aufgeführt hat.

G. Wustmann.

Das socialistische Freiheitsideal.

Es ist genügend bekannt, daß sich die socialdemokratische Partei mit einer Rührigkeit sondergleichen an den Wahlen zum jetzigen Reichstage theiligt hat. Die Bemühungen anderer Parteien werden dadurch förmlich in den Schatten gestellt. Nur die Ultramontanen können von sich rühmen, es